



Alle Kinder sind musikalisch

Univ. Prof. Dr. Hans Günther Bastian ist Gründungsdirektor des Instituts für Begabungspsychologie in der Musik (IBFF) und war geschäftsführender Direktor des Instituts für Musikpädagogik in Frankfurt. Mit seiner Studie „Musik(erziehung) und ihre Wirkung“ ist er vor über 10 Jahren in die Schlagzeilen gekommen, jetzt ist seine Langzeitstudie „Vom Karrieretraum zur Traumkarriere?“ erschienen.

Ihre Studie „Musik(erziehung) und ihre Wirkung“ ist vor zehn Jahren veröffentlicht worden und nach wie vor im Gespräch. Es ist erstaunlich ...

Es scheint – von den Absatzzahlen her – nach wie vor ein Standardbuch zu sein, was die Wirkung von Musik für Kinder und Jugendliche bedeutet. Wir haben fast zehn Jahre daran gearbeitet mit einem riesigen Mitarbeiterstab und über einer Million empirischer Daten – unabhängig von den offenen Fragen. Das Echo war enorm, wir waren als Autoren von der Wirkung der Studie doch selbst auch überrascht.

Das hat dann zur Taschenbuchausgabe „Kinder optimal fördern – mit Musik“ geführt, das über weite Strecken eine Anklageschrift gegenüber der Politik ist ...

... gegenüber dem Versagen der Politik. Der Verlag kam auf die Idee, auch das kleine Buch zu produzieren – darin gibt es keine statistischen Zahlen, keine Spezialbegrifflichkeit, es ist populärwissenschaftlich erzählt für Eltern, die sich fragen, warum ihre Kinder Musik machen sollten. Und es bringt einiges.

Es sagt Ihnen jeder Chorleiter, jeder Musiklehrer: Die Schüler, die auch musikalisch aktiv sind, sind nie die Leistungsschwachen in der Schule, in der Klasse.

Wenn wir also diese Argumente nachweisen können, dann müssen wir das auch den Politikern um die Ohren hauen und sagen: Schaut her, ihr streicht die Musik immer mehr und

mehr. Die Musik bringt einen solchen Wert in der Persönlichkeitsbildung, dass man sie nicht so ohne weiteres wegschieben sollte.

Überall fällt der Musikunterricht aus – in Österreich, in Deutschland, allein in der Primarstufe bis zu achzig Prozent! Das Fach hat einfach keine Lobby in der Schule.

Es hat ja nach Erscheinen auch unmittelbare Konsequenzen gegeben ...

Zunächst nicht. Mir war nur wichtig, dass das Thema im Spiegel, der Zeit und der FAZ behandelt wurde und wird.

In Berlin wurden dann aber – aufgrund der Studie – weitere musikbetonte Grundschulen eingerichtet. Die Ergebnisse daraus haben wiederum das Modell bestätigt und zu weiteren neuen Einrichtungen geführt.

Wichtig war mir dabei das neue Selbstbewusstsein der LehrerInnen an den Schulen – zu sagen: Ja, ich hab ein Fach, das mehr abwirft als Quintenzirkel, Tonleiter rauf und runter spielen oder mal eine Sonate anspielen.

Dann wurden in Sachsen-Anhalt zwölf Musikschulen nach dem Berliner Modell eingerichtet. In Bayern mussten plötzlich alle LehrerInnen, die in die Grundschule gehen wollten, obligatorisch eine musikalische Grundausbildung nachweisen. Luther hat schon gesagt: „Ein Schulmeister, der nicht singen kann, den schau ich nicht an“ – er hätte hier nicht viele Freunde gehabt.

In Hessen hat die damalige Kultusministerin Karin Wolff sofort die schon geplante Verkürzung der

Musikstunden für die Grundschule zurückgenommen. Und die Entwicklung ging weiter: Die Lehrerfortbildung wurde intensiviert, das Fach Musik stand im Zentrum – man konnte vor allen Dingen damit eine weitere Facultas erwerben, hatte also bessere Chancen zur Einstellung. Dann wurden Profilschulen eingerichtet – das heißt: Wenn eine Schule den Schwerpunkt Musik angeboten und realisiert hat, bekam sie eine weitere Lehrstelle zugewiesen. Da ist unglaublich viel gemacht worden, so ging das durch alle Länder – irgendwo ist irgendwas passiert.

Ein Nebenstrang war, dass sich auch Hirnforscher der Musik annahmen. Sie haben die Musik als Medium ihrer Wirkungsforschung entdeckt. Das war zuvor auch nicht.

Wir müssen trotzdem immer aufpassen, dass wir nicht wieder zurückfallen, denn wir haben – wie schon gesagt – keine Lobby. Die Politiker erinnern sich an ihren eigenen Musikunterricht nach dem Motto: Blick zurück im Zorn.

Ich habe auch bei dem letzten Konzert in der Frankfurter Alten Oper – nach der Studie befragt – gesagt: „Es wär ja nicht schlecht, wenn alle für Bildung und Kultur verantwortlichen Politiker ein Instrument lernen würden. Sie wissen dann, was sie sich antun – sie wissen aber auch, was sie davon haben. Und Sie, Herr Koch, gehören freilich auch dazu.“

(Anm.: Roland Koch ist ein deutscher CDU-Politiker und war von 1999 bis 2010 Ministerpräsident des Landes Hessen.)

>



Prof. Dr. Hans Günther Bastian: Portrait; Beim Redigieren von Texten mit seiner Frau Gerda Guttenberg.

Politiker sind immer meine Lieblingsadressaten, weil viele nur wissen, was Kultur kostet – aber nicht, was sie wert ist. Die eigenen Kinder bekommen Kultur, aber die allgemeine Schule nicht. Mein Evangelium, mein Engagement, meine *magna carta* ist, dass man allen Kindern die potentielle Chance gibt, ein Instrument zu erlernen – weil alle Kinder musikalisch sind. **2009 war Essen stellvertretend für den Ruhrpott Europas Kulturhauptstadt. Im Rahmen dieser Aktivitäten wurden in Nordrhein-Westfalen die Initiative JEKI (Jedem Kind ein Instrument) gegründet und realisiert. Inwieferne begründet sich das auf Ihrer Studie oder haben Sie da selber die Finger im Spiel?**

Diese Initiative JEKI geht ganz eindeutig auf die Ergebnisse meiner Studie zurück. Es ist das wohl größte, umfassendste Projekt, das wesentlich vom BMBF, dem Bundesministerium für Bildung und Forschung in Bonn gefördert wurde. Und da ist es so, dass flächendeckend in allen Grundschulen ein Instrument angeboten wird. Das geht jetzt schon in 's vierte Jahr.

Und haben Sie dabei jetzt die Finger im Spiel?

(lacht) Ich bin da im Kuratorium und begleite das, soweit es mir möglich ist – aber es gibt mittlerweile viele jüngere Kollegen, die da mitarbeiten und forschen und dabei verschiedene Aspekte der Wirkungen in eigenen Arbeiten untersuchen. Es entstehen also eine Vielzahl von Dissertationen zum Thema.

In pädagogischen Akademien erlernen StudentInnen oft erst ein Instrument – es wird also wenig erwartet, kaum was gefordert. VolksschullehrerInnen, die nicht singen, nicht Gitarre spielen können, werden vermutlich wenig Musikunterricht geben können ...

... das fängt schon im Kindergarten an: Die Erzie-

her müssen ein Pflichtfach haben und das heißt Musik. Da ist auch schon viel geschehen. Aber ich sage Ihnen das Beispiel des kleinen Peter, der singt – noch nicht ganz richtig – ein Lied vor sich hin und Mutter oder Vater ruft: „Du singst falsch, sei still!“ Wenn der Peter aber ein Kritzelbild malt, sagen alle: „Das ist ja toll. Mach weiter. Du bist ja ein kleiner Picasso!“ – Peter wird bestätigt und gefördert und er malt und malt.

„Mein Evangelium, mein Engagement, meine magna carta ist, dass man allen Kindern die Chance gibt, ein Instrument zu erlernen – weil alle Kinder musikalisch sind.“

Er kommt in den Kindergarten und sie singen *die Affen rasen durch den Wald, der eine macht den anderen kalt*, dann kommt die Grundschule und da gibt es wenig Fachkräfte, der Musikunterricht fällt aus oder ist nur theoretisch und Peter kann noch immer nicht singen. Ist ja klar – woher soll er auch gelernt haben? Jetzt kommt er in die Einzelhaft an der Triangel.

Persönliche Karrieren der Kinder gehen so kaputt – und eben nicht nur in musikalischer Hinsicht. Dabei sind sie als musikalisches Wesen geboren, mit dem Rhythmus des Herzschlags der Mutter, mit der Stimme als Instrument. Alle Kinder sind sinnlich – sinnhaft, sinnvoll, voller Sinne – und das ist die Grundlage zur Wahrnehmung von musikalischen Ereignissen.

Wenn man sieht, wie Kinder in der Grundschule zum Orff-Instrumentarium rennen, sich auf die Instrumente stürzen – das ist lebendig gewordene Freude am Leben. Ich kann mir kein Kind vorstellen, dass nicht aus Freude, aus Spaß ein Instrument spielen möchte.

Halt! Vorbedingung: Das Instrument ist nicht bestimmt, verordnet, befohlen von den Eltern nach dem Motto: „Weil ich damals nicht Klavier spielen konnte, wirst du es spielen“. Oder: „Du spielst jetzt die Trompete des Großvaters aus dem Krieg“.

Das geht nicht – jeder muss sich sein Instrument auswählen können. Wenn wir diese kulturelle Wirklichkeit nicht verändern, bleiben wir eine Zwei-Klassen-Gesellschaft: Schiller und Goethe

in der Schule gratis – und Beethoven und Bach zuhause zum selbst finanzierten Aufpreis. Die Schule soll nicht differenzieren zwischen Begabten und Unbegabten – die Schule soll begaben.

Es hat zu Ihrer Studie aber auch äußerst harsche Kritik gegeben ...

Es hat – kurz vor der Veröffentlichung der Studie – ein sehr unglückliches Interview mit Klaus Spahn von der „Zeit“ gegeben. Ich bat ihm zum Schluss: Sorgen Sie dafür, dass es keinesfalls unter einer Schlagzeile wie *Musik macht klug* erscheint, weil es würde meinem Ansatz widersprechen – wir wollen die Musik nicht instrumentalisieren. Er meinte, er hätte keinen großen Einfluss auf die Schlagzeilen – das machen eigene Redakteure. Acht Tage später, an einem Donnerstag, ist das Interview erschienen mit der Schlagzeile „Musik macht klug“. Ich war wütend – es war der Anstoß und dann war die Welle nicht mehr aufzuhalten. Wenn Sie mit den Medien tanzen, kommen Sie dabei um.



Beim Musizieren in seinem Haus in Saaldorf (D) in der Nähe von Salzburg.

Der „Spiegel“ schlug sofort nach, nächste Woche hieß es dann „Mozart oder Molotoff“ – also gleich diese Steigerung: Alle Kinder, die nicht musizieren, haben eine Bombe in der Tasche. Die seriösesten Zeitungen machten da mit, die Süddeutsche Zeitung titelte „Wer singt, prügelt nicht“.

Wir haben genügend traurige Beispiele wo singende Menschen geprügelt und gemordet haben – die Fußball-Hooligans und die Soldateska, wer auch immer.

Das hat dann einigen Kollegen in die Hände gespielt, um negative Kritik zu üben – ich behaupte heute noch, dass nur ein ganz geringer Prozentsatz dieser Kollegen die Studie überhaupt studiert haben. Denn ansonsten hätte man keinen solchen Unsinn kolportieren können.

Sie haben sich dann in einem 12-seitigem Rundumschlag gegen diese Kritik gewährt.

Da habe ich nach langem Schweigen gesagt: Leute, so geht das nicht.

„Schiller und Goethe in der Schule gratis – und Beethoven und Bach zuhause zum selbst finanzierten Aufpreis. Die Schule soll nicht differenzieren zwischen Begabten und Unbegabten – die Schule soll begaben.“

Nur ein Beispiel: Wir hatten eine Kontrollgruppe mit Theater drin, eine mit Sport und eine mit Musik – wir hatten also einen Mehrgruppen-Plan. Aus Hannover tönte es aber: Ein Mehrgruppenplan fehlt. Das steht aber ganz deutlich in der Studie – wurde aber offensichtlich einfach nicht gelesen. Oder: Wenn man nicht mit anderen Pflichtfächern vergleicht, kann man nichts sagen – in anderen Fächern sind auch Effekte da. Aber: Welches Team kann gleichzeitig auch noch eine Fremdsprache und weitere Fächer evaluie-

ren? Das wäre absolut nicht leistbar und dazu kontraproduktiv – es würde auch eine ganz üble Fächerdebatte auslösen, einen Kampf der Fächer: Was ist mehr wert? Mathe? Geschichte? Musik?

In Ihrer Studie „Leben für Musik“ haben Sie den Werdegang von hochbegabten Musikern analysiert. Wie ist es dazu gekommen?

Es gibt den roten Faden in der Forschung, wo man immer diese Linien für sich selbst entwickelt – und die Hochbegabten-Forschung war immer mein besonderes Interesse, das ich in meinem Paderborner Institut entwickeln konnte. Ich habe eine Untersuchung gemacht mit den Bundespreisträgern des Wettbewerbs „Jugend musiziert“. Ich hab mir damals die Besten der Besten ausgewählt und sie befragt nach ihrem Leben, ihrem Denken, ihren Tätigkeiten und jede Menge andere Fragen.

1985 bin ich da mit meiner Mitarbeiterin durch Deutschland gereist und habe mit den Jugendlichen Vor-Ort-Tiefeninterviews gemacht – da

waren sie zwischen zwölf und achtzehn Jahren alt. Wie sind sie zur Musik gekommen? Was bedeutet ihnen die Musik? Welche Träume haben sie? Wie sieht das Alltagsleben aus? Wie üben sie? Welche Bedeutung haben die Lehrer, welche die Eltern? – und so weiter, und so weiter ...

Daraus ist die Studie „Leben für Musik“ entstanden, eine Studie über Hochbegabte. Es hat mich schon damals die Idee fasziniert, sie nach einigen Jahren wieder zu befragen, um nachzusehen,

was aus ihnen geworden ist. Und so ist es auch geworden: Martin Koch hat in detektivischer Arbeit aus alten Adressen, Internet und Google unsere Stichproben mit fast sechzig Ehemaligen zusammenbekommen. Wir sind also wieder durch Deutschland gereist und haben also alle diese Leute fünfundzwanzig Jahre später wieder getroffen und interviewt. Daraus ist „Vom Karrieretraum zur Traumkarriere“ geworden, die einzig vorliegende Langzeitstudie über die Entwicklung musikalisch Hochbegabter.

Die Identität der Probanden ist in beiden Büchern gegeben, es sind auch fast die gleichen Fragen, die wir gestellt haben. Aber in der zweiten Studie kommt die Abrechnung mit den Hochschulen, mit der Ausbildung und den LehrerInnen als Karrierebremse dazu.

Nach 25 Jahren werden Sie viele Probanden wohl nicht mehr gefunden haben ...

Nicht wieder gefunden haben wir die leider Verstorbenen. Ein Musiker, der Suizid begangen hat, nachdem er beim Probespielen gescheitert ist. Eine an Brustkrebs erkrankte 32-jährige Bratschistin, sagte uns am Telefon, weil sie sich für ein Gespräch bereits zu schwach fühlte (sie starb kurze Zeit danach): „Die Musik hat mich auch meines Lebens beraubt!“. Ihre Eltern waren im Interview mit uns der festen Überzeugung, dass die Musik ihre Tochter sicher nicht belastet habe. Tatsache aber ist, dass diese Familie von strenger Erzieherhand geführt wurde. Da erklärt der Vater ganz selbstsicher: „Wer A sagt, muss auch B sagen“ oder „Bei uns geht ´s nicht zu wie in Summerhill“, „Talent verpflichtet“ etc. ...

Wieviele Probanden von damals spielen heute noch eine Rolle im Musikbetrieb?

Von sechzig sind nur zehn nicht im Musikbetrieb. Einer ist Arzt geworden, ein anderer ist Banker. >